

BLÄTTER

aus dem

MAX-SAMUEL-HAUS

Rostock

Nr. 14

Oktober 1999

SCHMETTERLINGE

Der Sommer zeigte sich noch einmal von seiner besten Seite, als sich am 21. August ein kunterbunter Kreis von Kindern, Eltern und Großeltern versammelte. Über 120 waren es, die der Einladung des Max-Samuel-Hauses, der Jüdischen Gemeinde und der katholischen Kindertagesstätte St. Thomas Morus in den Garten des Max-Samuel-Hauses gefolgt waren.

Kinderfest im Max-Samuel-Haus

Eine riesige Springburg am Eingang, verschiedene Spielstationen und eine Menge Angebote von Sing- und Bewegungsspielen - organisiert von den Erzieherinnen des Thomas-Morus-Kindergartens - und natürlich das „echte Pony“ zum Reiten wurden zur großen Freude der kleinen Akteure und der etwas älteren Zuschauer. Höhepunkt des Festes mit dem Namen „Zirkus kunterbunter Schmetterling“ war der Auftritt des Kinderzirkusstudios „Wölkchen“ von der Jüdischen Gemeinde, der mit seinem beinahe einstündigem Programm Groß und Klein begeisterte. Ein rundum gelungener Nachmittag, bei „Schmetterlingswetter“ also.

Doch natürlich ist auch die Frage gestellt worden: Gibt es ähnliche Kinderfeste nicht geradezu inflationär bei jeder Autohauseröffnung und in mittlerweile jedem Stadtteil? Diese berechtigte Anfrage führt hinein in die durchaus vielfältigen Hintergründe, die uns dazu bewogen haben, ein solches Fest zu gestalten.

Erstens ist die Einbeziehung von Kindern in die Arbeit seit langem beabsichtigt worden, da so eine längere und nachhaltigere Erziehungsmöglichkeit zu Werten wie positiver Toleranz gegeben ist. Eine Tatsache, die sowohl die Alltagserfahrung als auch die erziehungswissenschaftliche Forschung bestätigen.

Zweitens war dieses Fest gleichsam der Start eines in Kürze beginnenden GAP-Projektes, dessen Träger und Initiator das Max-Samuel-Haus ist: „Interkulturelle Kinder- und Jugendarbeit. Wertebil-

dung in Deutsch-Jüdischer Begegnung.“ Schon dieser Name bezieht die Kinderarbeit ganz bewußt ein. Die beiden künftigen Mitarbeiter des Projekts - ein Jude und ein Nichtjude aus Rostock - haben in der Vorbereitung dieses Nachmittags bereits viele darauf bezogene, verwertbare Erfahrungen gesammelt. Das Kinderfest war ein sehr vielversprechender Auftakt für eine Arbeit, die besonders auch die Integration der in Rostock lebenden jüdischen Einwanderer in den Blick nimmt. Auf so einem Fest geht „Integration“ ganz leicht: „Läufst du mit mir Stelzen? Ja, gerne!“ „Hilfst du mir die Schleife zu binden? Natürlich, warte mal...“

Zum Dritten waren schon die vorbereitenden Gespräche bedeutsam. Die Jüdische Gemeinde Rostock bewegt seit einiger Zeit der Gedanke an einen eigenen Kindergarten, in dem den Heranwachsenden durch ein bereits frühes Hineingewommensein in jüdische Tradition, die Gewohnheiten einer koscher geführten Küche usw. die Ausprägung einer jüdischen Identität möglich gemacht werden soll. So war die Begegnung mit einer konfessionellen Kindertagesstätte, deren Besichtigung und dem Austausch über die Finanzierungsgeschichte sowie das pädagogische Konzept, für die Jüdische Gemeinde ein vielleicht wichtiger ermutigender Schritt hin zu dem angestrebten Ziel. Einmal mehr war das Max-Samuel-Haus der Vermittler und Moderator solcher noch gar nicht so selbstverständlichen Begegnung.

Doch zurück zu jenem geglückten Festnachmittag. Der Schmetterling, der seit dem 19. September 1998 in Rostock beinahe selbstverständliches Symbol für Weltoffenheit und Toleranz geworden ist, wehte als Fahne und Plakat über allem. Die leichte, fröhliche und aufgeschlossene Atmosphäre paßte dazu.

Auch das Bild zum gemeinsamen Abschluß, wo drei Kinder - eins aus der Jüdischen Gemeinde, eins aus dem katholischen Kindergarten (übrigens eine Muslimin aus dem Irak) und eins aus dem Freundeskreis des Max-Samuel-Hauses - aus verschiedensten Blumen einen sehr bunten doch harmonischen Strauß banden, fügte sich augenfällig doch unverkrampft in das Thema des Festes ein. Der geäußerte Wunsch, doch „so etwas“ bald zu wiederholen, sprach dann für sich.

Dirk Drewelow

Josef Burg zu Gast in Schwerin

Botschaften aus der Bukowina

Es sind die Farben und die Gerüche der Kindheit, der ferne Zauber der Jugend, die alten Gassen im Wischnitzer Stetl, Sterne und Sonne, Wind und Wasser, die Literatur und die Lieder der Bukowina, über die Josef Burg erzählt. Doch über der Romantik liegt Melancholie. Es ist weniger die Wehmut über die verflossene Zeit, nicht einmal die Erinnerung an das schwere soziale Los der Flößer, zu denen die Vorfahren des Autors gehörten, sondern es sind die vielen abgebrochenen Lebensentwürfe, zerstörten Talente, vernichteten Hoffnungen, die als Schatten über der Vergangenheit liegen. Der Autor erzählt von den Opfern des Holocaust wie dem alten frommen Waldhüter Asriel, von den Tätern in den schwarzen Uniformen und von Leuten wie dem Priester Makowej, der mit dem Kreuz in der Hand den Mördern der Juden entgegentrat. „In mir leben Generationen von Verfolgten, Vertriebenen, von Ort zu Ort Gehetzten. Der Weg war lang und blutig. Er zog sich durch Inquisition und Pogrome bis hin zu Gaskammern und Krematorien“.

Als Josef Burg 1912 in Wischnitz, der Wiege des Chassidismus, geboren wurde, gehörte die Bukowina zu Österreich, nach dem 1. Weltkrieg zu Rumänien, seit 1940 zur Sowjetunion und nach deren Zerfall zur Ukraine. Burg hat in Wien Germanistik studiert und mußte nach dem „Anschluß“ Österreichs an Deutschland 1938 das Land verlassen. Seine manchmal wie Musik berührenden Skizzen, Erinnerungen, Impressionen und kleinen Geschichten schreibt er in jiddischer Sprache mit hebräischen Buchstaben. Die Texte wurden u.a. ins Russische, Ukrainische, Englische, Ungarische übertragen, die erste deutsche Übersetzung erschien 1988 unter dem Titel *Ein Gesang über allen Gesängen* in der DDR (St. Benno-Verlag Leipzig). Auf diese Ausgabe geht teilweise der 1999 erschienene Band *Ein verspätetes Echo* (P. Kirchheim-Verlag München) zurück, der eine Reihe von Texten zudem im jiddischen Original in lateinischer Schrift bringt.

Jetzt war Josef Burg, heute ein zarter alter Mann mit langem weißem Haar, auf Einladung des Max-Samuel-Hauses Rostock, der Landeshauptstadt und der Jüdischen Gemeinde Schwerin zu

Gast im Schweriner Schleswig-Holstein-Haus. Er traf hier auf ein zur Hälfte deutsch-, zur Hälfte russischsprachiges Publikum und absolvierte den Abend fließend zweisprachig. (Das wurde für das Publikum teilweise schwierig, für mehrsprachige Veranstaltungen fehlt in Mecklenburg sicher die Übung.)

Mit deutlichem Stolz sprach Burg von den Großen der jiddischen Literatur wie Sholem Aleichem oder Nobelpreisträger Isaac Singer. Und nachdrücklich erinnerte er daran, wieviele jüdische Genies sich vielleicht nur deshalb nicht entfalten konnten, weil sie vergast oder erschossen wurden. Er selbst fühlt sich verantwortlich, für die weitere Existenz der jiddischen Literatur zu wirken. Er lebt heute in der für die jüdische Kulturgeschichte bedeutsamen ukrainischen Stadt Czernowitz. Bis zum Krieg gab es dort 60000 Juden (bei 94000 Einwohnern), der größte Teil wurde ermordet. 16000, viele aus anderen Gegenden Zugezogene, waren es 1989. Inzwischen sind ca. 10000 ausgereist. Burg sieht die Ursachen in der extrem schwierigen sozialen Lage. Beim Zerfall der UdSSR blieb eine ruinierte Wirtschaft zurück, Korruption und Kriminalität ruinieren den Staat immer weiter. Zwar veranstaltet eine jüdische Kulturgesellschaft heute Seminare, Konzerte, literarische Abende, man kann in der Schule Jiddisch lernen, Burg gibt die jiddischsprachigen *Czernowitzer Bleter* heraus - aber es werden immer weniger Juden. „Das ist unser Los,“ sagt Josef Burg.

Er will bleiben. Er bekennt sich zu der Verpflichtung, den Kindern ein Bewußtsein ihrer jüdischen Existenz, jüdischer Geschichte und Tradition zu geben. Und er erzählt wieder eine Geschichte: „In einer Stadt mit lauter klugen Leuten wurde ein Verbrecher zum Tode verurteilt. Es stellte sich heraus, daß er der einzige Schuster in der Stadt war. Es gab aber zwei Schneider. Und so machten die Leute den Vorschlag, einen Schneider zu hängen und die Stadt behielte ihren Schuster.“ - Früher habe es über 40 jiddischsprachige Schriftsteller gegeben, heute sei er der einzige. Wenn er wegginge, wäre keiner mehr da. Es gäbe aber eine ganze Reihe Schriftsteller anderer Sprachen...

C.G.

Anna Klopot (30) hat schon als Kind begonnen, Gedichte zu schreiben. Die gelernte Krankenschwester kam 1996 aus Moldawien nach Rostock und ist Mitglied der Jüdischen Gemeinde. Das folgende Gedicht, das von **Günther Brock** übersetzt wurde, entstand im Oktober 1992 aus der inneren Auseinandersetzung mit der Ausreise vieler Freunde nach Deutschland, der eigenen unsicheren Zukunft und mit der Reichspogromnacht.

РАЗМЫШЛЕНИЯ

НАРОД МОЙ БЕДНЫЙ,
ИЗНАЧАЛЬНО, ТЕБЕ СКИТАТЬСЯ СУЖДЕНО,
ТЫ ПОСЛЕ НОЧИ ТОЙ ХРУСТАЛЬНОЙ,
ГЛЯДИШЬ В НЕМЫТОЕ ОКНО.

ТЫ-ПЕРЕД ВЕЧНОЮ ДИЛЕММОЙ
И ГАМЛЕТОВ ВОПРОС В ГЛАЗАХ...
РЕШИТЬ ПЫТАЯСЬ ТЕОРЕМУ,
А ПРЕД ГЛАЗАМИ-КРАХА СТРАХ.

КУДА? ЗАЧЕМ ЗОВУТ ДОРОГИ?..
НЕ ЛУЧШЕ ЛИ СВЕРНУТЬ С ПУТИ?..
ТЫ ВСТАНЕШЬ МОЛЧА НА ПОРОГЕ
И БОЛЬНО ИЗ ДОМУ УЙТИ.

КУДА? ЗАЧЕМ ЗОВУТ ДОРОГИ?..
ЧТО ЖДЁТ В ДАЛЁКОМ ТОМ КРАЮ?..
УЖ НОГИ САМИ НА ПОРОГЕ,
ЗАБЫТЬ ЛИ ПРОШЛОЕ СМОГУ?

МЫ УЕЗЖАЕМ ЗА ГРАНИЦУ,
КОМУ И КАК ТАМ ПОВЕЗЁТ,
А МНЕ БЕРЕЗКИ БУДУТ СНИТЬСЯ,
И ВЕТЕР ПАМЯТЬ ПРИНЕСЁТ.

GEDANKEN

MEIN VOLK, DU GEPLAGTES,
EWIG RUHELOSES,
GEBROCHEN WIE GLAS
NACH JENER KRISTALLNACHT.

OHN END DAS DILEMMA
SEIN ODER NICHTSEIN?
EIN THEOREM LÖSEN
MIT DEM ABSTURZ VOR AUGEN.

HINAUS? WOHIN, WARUM?..
NICHT BESSER BEISEITEGEHN?..
STEHST STILL AUF DER SCHWELLE.
HINAUS? WIE WEH DAS TUT...

WOHIN? WARUM HINAUS?..
WAS BIETET DIE FERNE?
DEN FUß AUF DER SCHWELLE,
STREIFST DU ES AB, DAS GESTERN?

DIE GRENZE PASSIERT.
WEM WINKT DAS GLÜCK UND WIE?
ICH TRÄUME VON BIRKEN,
WIND WEHT ERINNERUNG.

Widerstand des Herzens

heißt das Buch des amerikanischen Historikers **Nathan Stoltzfus** über den Aufstand der Berliner Frauen in der Rosenstraße 1943. In der "Schlußaktion Berliner Juden" verfolgte die Gestapo die jüdischen Partner aus sogenannten Mischehen. Sie wurden in ein Gebäude der Jüdischen Gemeinde in der Rosenstraße gebracht und sollten von dort aus in die Vernichtungslager deportiert werden.

Tausende von nichtjüdischen Frauen versammelten sich in der Rosenstraße und protestierten, trotz Bedrohung und Erpressung durch die Gestapo, gegen die Verhaftung ihrer

Angehörigen und erreichten in dieser einzigartigen Widerstandsaktion deren Freilassung. Der Autor recherchierte in vielen Archiven und interviewte Zeitzeugen, Opfer und Täter. **Gregorij von Leitis**, der mit seiner Gruppe Elysium Between Two Continents im Max-Samuel-Haus schon eindrucksvolle Abende mit dem "Cornet" von Rilke/Ullmann und mit Gedichten von Libertas Schulze-Boysen gestaltet hatte, liest am 8. November 99 in einer Veranstaltung zum Gedenken an die Opfer der Reichspogromnacht 1938 Passagen aus „Widerstand des Herzens“.

AUSGETRÄUMT?

„Wir haben das 50jährige Staatsjubiläum gefeiert, aber wir wissen, daß es eigentlich nichts zu feiern gab ..., weil die Gegenwart keinen Anlaß zum Feiern lieferte. Der Slogan vom nationalen Gemeinsinn klang inzwischen genauso hohl wie das ständige Gerede vom nationalen Stolz... Ja, wir sind noch stolz auf unser Land, aber wir wissen inzwischen nicht mehr genau, wieso.“

Solche despektierlichen Sätze haben wir im Max-Samuel-Haus aus dem Munde von israelischen Gästen selten gehört. Der sie jetzt formulierte, der Autor Dr. Amnon Neustadt, hat sich vor Jahren, als er unter seinem hebräischen Namen Amnon Noy Gast des Hauses war, wohl auch diplomatischer ausgedrückt: 1992-97 war er Botschaftsrat und Leiter der Presseabteilung in der Israelischen Botschaft. Geboren 1950 in Israel, Kriegsteilnehmer 1969/70 und 1973, studierte er in Bonn Politikwissenschaften, war an den Universitäten Tel Aviv und Haifa sowie als Gewerkschaftsrepräsentant tätig und lebt jetzt im Auftrag der Ben-Gurion-Universität Beersheba in Berlin.

In seinem Buch *Ist der Traum ausgeträumt?* betrachtet er *Israels Gesellschaft an der Schwelle zum Jahr 2000*. Es handelt sich dabei um keine tiefgreifende politische Analyse, sondern eher um einen lockeren essayistischen Stimmungsbericht, der das Gefühl ausdrückt, irgend etwas stimme nicht in Israel. Das geschieht auf eine außergewöhnlich souveräne, fast spöttische Art und Weise, so daß der mit dem Buch identische, zusätzlich mit Anekdoten angereicherte Vortrag des Autors bei den Zuhörern keine andächtige Betroffenheit, sondern oft sogar Erheiterung hervorrief.

Der Autor bietet ein Israel-Bild mit allen Konflikten, von denen wir schon gehört haben: zwischen Israelis und Palästinensern, zwischen europäischen und orientalischen Juden, zwischen Alteingesessenen und Neuzuwanderern aus der früheren Sowjetunion, zwischen Armen und Reichen und insbesondere zwischen säkularen und orthodoxen Juden. (Bei der Polemik gegen die Eingriffe der Orthodoxie in die Politik bleibt

manchmal sogar die feine Ironie auf der Strecke.) Neustadt scheut nicht zurück vor Themen mit heiligem Stellenwert, beschäftigt sich mit „Sicherheits-Süchtigkeit“ und „Holocaust-Müdigkeit“.

Übergreifend erscheint die Titel-Frage nach dem israelischen Traum, den die Pioniere der ersten Jahre, die als das „Salz der Erde“ galten, einst verwirklichen wollten: Freiheit, Gleichheit, Heroismus, Kreativität, Gemeinschaftsgeist, Solidargefühl. Hier gibt es bei Neustadt kein Fragezeichen - dieser Traum ist tatsächlich ausgeträumt. Er betrachtet die Verbitterung und Enttäuschung der beeindruckenden alten Kibbuzniks mit großer Anteilnahme, aber die Kibbuzim sieht er eindeutig als Relikte der Vergangenheit. Der Übergang von einer ursprünglich sozialistisch akzentuierten Lebensform in eine wirtschaftlich erfolgreiche westliche Marktwirtschaft, von einer Schicksalsgemeinschaft in eine vom Geld bestimmte Ellenbogengesellschaft sei längst vollzogen.

Neustadt ist weit entfernt von aller Nostalgie. Er ist auf der Suche nach einer neuen gesellschaftlichen Identität. Ihn beschäftigt die Sorge, daß die alten Werte neutralisiert sind, bevor neue Werte geschaffen wurden. Die moderne westliche Konsumideologie verwechsle Lebensstandard mit Lebensqualität. Daß Israel nicht mehr das Land der Jaffa-Apfelsinen sei, sondern das von High Tech, biete allein keine tragfähige Wertigkeit für die Zukunft des Landes. Bei Anerkennung der hohen Leistungen und der Einzigartigkeit seines Landes richtet sich Neustadt, selbst ein „Mann der Arbeitspartei“ des Premiers Barak, gegen Zweckoptimismus und Problemverdrängung. Sein Buch ist hinter der Ironie ein Verzweiflungsschrei um Einsicht, eine Liebeserklärung voller Schmerz, eine Hoffnung auf Veränderung.

Man konnte bisweilen nicht umhin, an deutsche Zustände zu denken, nicht nur die Einkaufssucht, die „Handymanie“ oder den Verkehrsstau betreffend, sondern vielmehr gewichtigere Dinge wie die Spielregeln der Demokratie, die Macht des Geldes, den Verlust der Werte. Eine deutsche Entsprechung zu dieser ironischen Art der Diskussion unter dem Motto „Wenn wir die Probleme nicht lösen können, wollen wir wenigstens darüber lachen“ sucht man sicher vergebens.

C.G.

Peter Stephan Jungk las in Rostock

Es war nur ein sehr enger Kreis, der an diesem regnerischen frühen Freitagabend ins Institut Francais zur Lesung mit Peter Stephan Jungk gekommen war, zu der Max-Samuel-Haus und Konrad-Adenauer-Stiftung eingeladen hatten. Schade - denn es war ein außerordentlich angenehmer, anregender Abend. Der Autor las aus seinen Büchern *Rundgang* (1981) und *Die Erbschaft* (1999): ein Vortrag mit ruhiger, fast sanfter Stimme, dazu mit der rechten Hand eine intensive gestische Begleitung, Verstärkung, Verdeutlichung. Er zögerte keine Sekunde, für das halbe Dutzend Leute zu lesen. Das sei er schon H.C. Artmann schuldig... Er hatte den prominenten österreichischen Autor einmal zu einer Lesung von Paris nach Rouen begleitet, wo Artmann in der Universität vor drei Leuten las: vor den beiden, die ihn vom Bahnhof abgeholt hatten, und seinem Begleiter Jungk.

Die Suche nach Heimat bleibt

Peter Stephan Jungk wurde 1952 in Kalifornien geboren, wohin seine Eltern emigriert waren. Er kam schon als Kind nach Wien, lebte in Berlin, studierte in Los Angeles und blieb immer unentschieden, wo er leben wollte: *...so lange ich mich erinnere, suche ich nach einem Platz, an dem ich ohne Sehnsucht nach Gegenteil wohnen kann, der Heimatgefühl in den Kopf setzt.* Er war aufgewachsen in einem nichtreligiösen, eher antizionistischen Elternhaus; sein berühmter Vater Robert Jungk, mehr mit der Zukunft als mit der Vergangenheit befaßt, hatte nur verständnislos mit dem Kopf geschüttelt, als sein Sohn sich aufmachte nach Jerusalem, um dort die Wurzeln der jüdischen Herkunft zu suchen, einen Halt, ein Gefühl der Zugehörigkeit vielleicht. *Ich wollte...das unbekannte Verwandte verstehen lernen, ich wollte der groben Unordnung in meinem Kopf einen Rahmen finden.*

Sprache und Rhythmus im *Rundgang* sind von seinem angespannten Lebensgefühl geprägt - eine fast fieberhafte Unruhe wechselt mit detaillierten Beschreibungen, emphatisch wird Alltag mit Sinnsuche verbunden. Eingebunden in einen fiktiven Rundgang durch das reale Jerusalem erzählt der Autor von seinen Begegnungen, Erlebnissen, Gedanken, Gefühlen. Er begegnet „Frommen“ und „Freien“, Fremden und Freunden mit ganz unterschiedlichen Positionen zum Leben und zur Religion. Er besucht eine Thorschule, wo es streng vorgeschrieben ist, in welcher Reihenfolge die Bücher auf den Tischen zu liegen haben. Er nimmt an einer Schabbatfeier teil, er küßt den Stein der Klagemauer, besucht das rituelle Bad. Er versucht, mit Gott, dem Unaussprechlichen, zu sprechen, und er zweifelt gleichzeitig, warum Er zuließ, was seiner Verwandtschaft vor vierzig Jahren geschah: das Unaussprechliche, der Holocaust. *Nein, Meschiach ist nicht gekommen! Und zugleich das Gegenteil in meinem Kopf: ich kann nicht glauben, allein Torah sei auf dieser Erde Absolute Wahrheit.*

Ein ziemlich romantisch-kompliziertes Verhältnis zu Frauen bringt weitere Beunruhigung.

Die Suche des Autors ist auch außerhalb jüdischer Bindungen gut nachzuvollziehen: Es geht um die widersprüchliche Sehnsucht, eingebunden und zugleich frei zu sein. *Ich bin beständig auf der Suche nach Brüdern und Schwestern - und finde nicht.* Seit elf Jahren lebt Jungk nun schon in Paris. Das unruhige Suchen nach Heimat sei bis heute geblieben.

Auf den letzten Satz seines Buches *Habe ich mir Innere Heimat ergangen?* antwortete der Autor zwei Jahrzehnte später, Jerusalem habe eine einschneidende Bedeutung gehabt für sein Leben, es habe sich ein starkes Liebesverhältnis zu der Stadt entwickelt, wo man etwas spüre, das man nicht in Worte fassen könne. Nach jenem ersten Besuch habe er zwei Jahre fromm gelebt, versucht, die Gebote und Verbote, die den ganzen Tag in fromme Schritte einteilen, beim Wort zu nehmen. Aber er merkte, daß er die Kraft dazu nicht hatte. Dennoch habe er im Judentum einen wichtigen Halt gefunden. Auch in der *Erbschaft* wird dieses Problem thematisiert: Fromm leben könne man nur, wenn man so aufgewachsen sei, heißt es dort, nur so wäre es normal, sonst wäre es wie das Überziehen einer neuen Haut. Dieses sechste Buch des Autors, das in der Tonlage distanzierter, souveräner erscheint, geht im Ursprung ebenfalls auf einen autobiografischen Kern zurück. Jungks Interesse gilt vornehmlich Autoren, die wie er das Autobiografische in ihren Werken nicht leugnen, zu den beeindruckendsten gehöre für ihn Isaac Singer, bei dem Reales und Fiktives z.T. im Verhältnis 1:1 stehe. Auch Rostock spielt bei Jungk in diesem Sinne des Authentischen eine - leider unrühmliche - Rolle: Rostock als Schauplatz für Gewalt 1992. Für Dustin Hoffmann hat er gerade ein Treatment zu einem Film geschrieben, der den Stoff des „Blauen Engel“ in die Gegenwart versetzt. Dustin Hoffmann soll einen Professor jüdischer Herkunft spielen, der im Jahr des Umbruchs an die Rostocker Universität kommt, sich hier in eine junge Rocksängerin verliebt und alles verliert. Ob das Projekt realisiert wird, ist noch nicht entschieden.

C.G.

Das Buch mit der roten Schleife

Das Ambiente war schon sehr speziell angesichts des ebenfalls ziemlich speziellen Themas: Während das Publikum bei gedämpftem rotem Licht und Kerzenschein, Wein oder Tee nippend, an kleinen Tischen saß, referierte die Bremer Oberschulrätin a.D. Elfriede Bannas im Scheinwerferlicht unter der Disco-Kugel auf der Bühne des Kleinkunsttheaters Ursprung in der Rostocker Altstadt zum Thema „Erinnerung und Verantwortung. Meine Fahndungsarbeit zum Schicksal jüdischer Privatbibliotheken“ - eine wahrlich seltsame Konstellation.

Elfriede Bannas über ihre Bücher-Fahndung

Ausgelöst durch den Vorsitzenden des Auschwitz-Komitees in Deutschland, v. Münchhausen, hatte Elfriede Bannas Anfang der 90er Jahre die Aufgabe bekommen, in der Universitätsbibliothek nach vergessenen Büchern zu fahnden, die ursprünglich von Bremen aus per Frachtschiff nach Übersee befördert werden sollten, aber dort nie ankamen. Es handelte sich um Bibliotheken jüdischer Familien, die nach der Reichspogromnacht 1938 fast noch in letzter Minute auswandern wollten. Sie packten das erlaubte Mitnahmegut in große Packkisten, die von Speditionsfirmen zu ihrem Fluchtpunkt im Ausland verfrachtet werden sollten. Aber da nach Kriegsbeginn 1939 jüdisches Eigentum nicht mehr transportiert und nach der Wannsee-Konferenz 1942 jüdisches Vermögen eingezogen wurde, mußten die Spediteure das zwischengelagerte Gut zu Versteigerungen („Juden-Auktionen“) bereitstellen. Einschlägige Institutionen hatten den Vorrang, dann konnte sich jeder bedienen.

Auf diese Weise kamen die Bücher in die damalige Staatsbibliothek - ca. 1500 Bände wurden ausfindig gemacht. Über verschlungene Wege, durch die Packlisten, die Versteigerungsangaben, das Zugangsbuch der Bibliothek, Zeitungsberichte und Bücher, durch Widmungen und Exlibris, auch durch viele Zufälle, vor allem aber mit außerordentlicher Beharrlichkeit gelang es, 330 Bücher eindeutig zu identifizieren, 13 Buchfamilien zu finden

und die Rückgabe zu organisieren. Jeder Weg war anders, sagte Frau Bannas, und für sie war selbst jeder Umweg schön. Erschien auch die Lehrerin in ihr unverkennbar, so beeindruckte sie vor allem mit dem leidenschaftlichen Engagement, das sie einem für sie zunächst ganz neuen Gebiet widmet.

Die Geschichten der Bücher führten zu Schicksalen von Menschen. Wer diesen spannenden Vortrag gehört hat, wird gespannt sein auf das vom Aufbau-Verlag geplante Buch über die gesamte Findungs-Aktion. Und die Bücher führen zu Fragen: Wie mag es in anderen Universitätsbibliotheken mit Beständen aus jüdischen Bibliotheken aussehen? Wo sind die Gemälde von Max Liebermann, die in einer Packliste neben den Büchern genannt sind? Wo sind die Bücher der Bremer Juden geblieben? Wer hat sich damals bereichert und ist heute noch im Besitz ehemals jüdischen Eigentums? Die zwei Stunden dieser von Max-Samuel-Haus und Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft getragenen Veranstaltung vergingen wie im Fluge, und auch danach war noch nicht Schluß: Zuhörer und Referentin überwand auch die räumliche Distanz, überquerten die Tanzfläche, fanden sich zum Gespräch und zum Betrachten der Akten und Bücher - darunter war das der Referentin auf besondere Weise kostbare „Buch mit der roten Schleife“: Der Autor Walter Hinrichsen hatte Anfang der 30er Jahre im Auftrag des Leipziger Musikverlages seines Vaters Henri Hinrichsen (weltbekannt bis heute unter dem Namen Edition Peters) eine Geschäftsweltreise unternommen und seinen danach entstandenen Reisebericht unter dem Titel „In 180 Tagen um die Erde“ seinen Eltern gewidmet. Ihnen gelang die Flucht nicht mehr, die Mutter starb unterwegs, der Vater wurde im KZ Auschwitz umgebracht. Auch andere Familienmitglieder kamen um. In der Packkiste des Bruders Max gelangte das Buch nach Bremen und wurde nun nach der Identifizierung dessen in England lebender Tochter rückübergibt. Sie schenkte es dann, geschmückt mit einer roten Schleife, der „Patin der Bücherfamilie“ zum 70. Geburtstag.

Elfriede Bannas fahndet weiter.

C.G.

Die Bibel des Judentums, die gleichzeitig das Alte Testament der Christen ist, wurde in Hebräisch geschrieben (und zu einem kleineren Teil auch in Aramäisch). Hinzu kommt, daß Hebräisch auch die Sprache der Liturgie des jüdischen Gottesdienstes ist, in der Synagoge wie in häuslichen Gebeten. Zugleich ist das Hebräische auch eine sehr aktuelle, gebräuchliche Alltagssprache in Israel, wo es im letzten Jahrhundert wiederbelebt wurde.

Dennoch, so muß man zugestehen, läßt sich auch ohne Hebräischkenntnisse ganz gut leben, speziell hier in Rostock, wo weder die Beschäftigung mit der biblischen Tradition, mit dem Judentum oder mit Israel besonders hoch im Kurs stehen. Ein weiterer Einwand wäre, daß ja sowohl die Bibel als auch die Gebetbücher in durchaus brauchbaren Übersetzungen vorliegen: Wozu dann also die Mühen des Spracherwerbs auf sich nehmen?

Ein Semester Hebräisch

Die Antwort darauf liegt in der Sprache selbst verborgen, vieles nämlich, was wir in Übersetzungen lesen und für verständlich halten, ist gar nicht so eindeutig. Das Hebräische ist zwar „nur“ eine Sprache, doch mit dieser Sprache wird auch eine besondere Denkweise transportiert, die nicht so einfach in eine andere Sprache übersetzt werden kann. Ein Beispiel: Im Hebräischen (wie in anderen semitischen Sprachen) werden die Worte aus dreikonsonantigen Wortwurzeln gebildet. Das hat zur Folge, daß beinahe für alle Worte, die aus *einer* Wurzel gebildet sind, ein einheitlicher Bedeutungshorizont anzunehmen ist: Die uns bekannten hebräischen Worte und Namen Jerusalem, Schalom oder Salomo wurden alle aus einer Wurzel mit den drei Konsonanten s l m gebildet. Ihr gemeinsamer Bedeutungsumfang ist „Friede, Heil, Wohlbefinden“. Dies ist im Deutschen deutlich anders – suchen Sie doch einmal den Bedeutungszusammenhang von Worten, die mit den Konsonanten k und l gebildet werden: Ekel, Kohle, Kohl, kahl, Kuhle...

Das hebräische Denken versteht man also nur, wenn man annäherungsweise die Sprache kennt, und daher wurde zwischen dem Max-Samuel-Haus und der Theologischen Fakultät der Universität verabredet, einen besonderen Hebräischkurs zu veranstalten. Dieser sollte nicht, wie die „normalen“ Universitätskurse, das Hebraicum als akademischen Abschluß zum Ziel haben, sondern interessierte Menschen in die Sprache einführen. Als Zielgruppe war dabei an den Freundeskreis des Max-Samuel-Hauses gedacht wie an Studierende für das Lehramt Ev. Religion, die das Hebräische zwar nicht lernen müssen, für die aber Grundkenntnisse hilfreich sind.

Die Reaktion auf dieses Angebot war deutlich besser, als wir dies bei den Planungen erwartet hatten. Mehr als 20 Interessierte fanden sich zur ersten Sitzung im April ein, weitere versicherten glaubhaft, interessiert, aber leider verhindert zu sein.

In den ersten Wochen war mühsam das hebräische Alphabet zu lernen, was noch dadurch erschwert wurde, daß die Vokale durch Punkt- und Strichkombinationen angegeben werden, die sich leider sehr ähnlich sehen. Dieses Erlernen der Grundlagen dauerte wesentlich länger, als ich in meinen Planungen bedacht hatte. Grund dafür war zum einen, daß einige Teilnehmer/innen nicht so viel Zeit für eigenes Üben aufbringen konnten, wie es wünschenswert gewesen wäre. Zum anderen wäre es besser gewesen, sich an zwei Terminen in der Woche zu treffen, um so leichter mit der fremden Schrift vertraut zu werden.

So war es verständlich, daß in der Semestermitte die Teilnehmerzahl auf ca. 10 Personen zurückgegangen war. Mit diesen jedoch wurden dann einzelne biblische Texte wie der Schöpfungsbericht, Isaaks Bindung (1. Mose 22) und Jakobs Traum (1. Mose 28) gelesen. Am Semesterende kamen dann noch Gebete aus dem Siddur und der Passa-Haggada dazu. Zwar hat der Kurs sein ursprüngliches Ziel, nämlich das *selbständige* Lesen hebräischer Texte, nicht erreichen können. Doch das Interesse der Teilnehmer an einer Weiterführung zeigt, daß diese Einführung in die hebräische Sprache dennoch sinnvoll war und zu gegebener Zeit wiederholt werden sollte.

Dr. Martin Rösel

Hebräisch für Fortgeschrittene unter der Leitung von *Ella Nilowa* (Jüdische Gemeinde Rostock) plant das Max-Samuel-Haus für das nächste Jahr.

Rückblick auf den Sommer im Garten des Max-Samuel-Hauses

Hochklassiges Bläserkonzert

Der 17. „Musikantentreff Ostsee“ fand am Nachmittag des 23. Juli 1999 einen schönen Höhepunkt. Unter der Schirmherrschaft des Landtagsabgeordneten Dr. Manfred Reißmann kam es im festlich gestalteten Garten des Max-Samuel-Hauses zu einer Begegnung ganz besonderer Art. Der Leiter des Hauses, Herr Schröder, empfing mit seinen Mitstreitern 51 junge MusikerInnen aus Israel und 41 Orchestermitglieder aus der Gastgeberstadt Rostock bereits auf der Straße, führte die neugierigen Gäste in den Garten, und alle, Gastgeber, Gäste und MusikerInnen, waren gespannt auf das, was da kommen würde. Beide Orchester hatten ein spezifisches Programm vorbereitet, einige Titel aus dem „Gesamtchor“ des sinfonischen Jugendbläserfestivals an der Ostseeküste zum gemeinsamen Musizieren ausgewählt, und die Gastgeber hatten liebevoll für Speis und Trank, aber auch für interessierte Zuhörer aus den Reihen ihres Vereins gesorgt.

Nach der freundlichen Gastgeberbegrüßung und einem ebenso anregenden wie sachkundigen Grußwort des Schirmherrn der israelisch-deutschen Jugendbegegnung konnte der Schreiber dieser Seite ein für Jugendbläser hochklassiges, abwechslungsreiches und bewegendes Konzert moderieren. Was das Jugendblasorchester Rostock unter der Leitung von Birgitt Derer konnte, war uns allen spätestens seit dem Erfolg im belgischen Neerpelt bewußt. Und auch zum „Musikantentreff Ostsee“ 99 konnte ein 2. Rang in der Oberstufe errungen werden. Eine der großen Überraschungen des Ostseefestivals war aber neben den Orchestern aus Lettland die „Kfar Saba Youth Band“ aus Israel, die unter dem Dirigat von Rafi Primo einen 1. Rang in der

Oberstufe erspielen konnte. Das israelische Orchester begeisterte mit Musik aus seiner Heimat nicht nur zum Preisträgerkonzert in St. Nikolai, sondern ebenso die ca. 150 Zuhörer im Garten des Max-Samuel-Hauses, unter denen sich auch der Bürgerschaftspräsident Prof. Ralf Friedrich, der Präsident des Landesmusikrats Dr. Reinhard Diekow, der Vorsitzende der künstlerisch-musikalischen Fachgruppe MD Siegmund Goldhammer, die Projektleitung des „Musikantentreffs Ostsee“ um Simone Samrey und Sylvia Napp vom Rostocker Kulturamt befanden. Nach dem gemeinsamen Musizieren u.a. der „Musikantenparade“ kam es bei Kaffee und Kuchen zu interessanten Gesprächen und zum Erfahrungsaustausch ohne Tabus.

Diese Begegnung junger MusikerInnen als Botschafter ihrer Länder Israel und Deutschland, als Botschafter ihrer nationalen Musikkultur und als Mittler von neuen Freundschaften war geprägt von gegenseitiger Achtung, Anerkennung der jeweiligen künstlerischen Leistungen und neuen Erfahrungen. Junge Leute, zwar erzogen und geprägt über die Schule, die Medien und ihre Elternhäuser von den unheilvollen geschichtlichen Ereignissen, gingen neugierig, tolerant und unkompliziert auf eine neue, gute Art und Weise miteinander um.

Diese jüdisch-deutsche Jugendbegegnung als ein wichtiges Projekt der 99er Ausgabe war nicht nur eine Marginalie des zeitgenössischen sinfonischen Jugendbläserfestivals „Musikantentreff Ostsee“ – Dank allen Beteiligten und auf ein Neues!

Dr. Wolfgang Müller